

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

7 (26.1.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 26. Januar 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 7.

Die Vergeltung.

(Fortsetzung.)

Der Wirth des Gasthauses stand im behaglichen Nichtsthun vor seinem Hause, als Eduard seinen letzten Auszug beginnen wollte. Die Thüre des Nebengebäudes öffnete sich; ein alter Mann schlich etwas scheu und furchtsam aus derselben; nur wenige Schritte hatte er gethan, so wurde er von einem Gerichtsdienner erfaßt und verhaftet. Das blaurothe Portergesicht des Wirthes verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. Das ist Ihr Landsmann, rief er Eduard zu, den sie jetzt in das Schuldgefängniß führen; der alte Gauner hat uns lange gefoppt mit den Wechselln, welche, wie er vorgab, er hier erwartete. So wahr in Altengland noch Recht und Gerechtigkeit ist, wird er in Kingsbench sterben. Eduard schauderte; des alten Mannes Haare waren tief ergraut, sein Nacken gebeugt, sein Auge matt und erloschen, aber in den Zügen des Mannes lag Etwas, was Eduard's innigste Theilnahme aufrief und dem kalten Verstande nicht Zeit zur Ueberlegung ließ. Hastig erkundigte er sich nach der Größe der Summe, um welche der Greis verhaftet werden sollte; sie war nur unbedeutend und Eduard erbot sich sogleich zur Zahlung derselben. Der Wirth, der wohl ein Interesse bei der Sache haben mochte, machte den Vermittler. Auffallend, sonderbar war das Benehmen des alten Mannes bei diesem plötzlichen Wandel seines Geschickes; fast mit Entsetzen empfing er die Wohlthat des Jünglings, sein Auge wurzelte mit wechselnder Empfindung auf ihm; mehrere Male öffnete er die Lippen, aber er sprach nicht; er streckte dem Befreier die Hand entgegen, aber er zog sie eben so schnell wieder zurück, und ehe noch die Sache völlig abgethan war, wandte er sich ohne Dank und Foh von dannen. Die Schuld des alten Mannes war jetzt abbezahlt, aber nun kamen noch die Gebühren des Gerichts für Anwalt, Häfcher und sonstige Menschenfreunde. Dem unbefonnenen Jüngling blieb so wenig übrig, daß der Wirth, der die Auszahlung seiner Börse bemerkte, ihm sogleich die Rechnung überreichte und ihm sarkastisch eine glückliche Reise wünschte. Wohl hatte er unflug und thöricht gehandelt, ach, nur die Jugend ist solcher frommen Thorheit fähig.

Als Eduard in Dover auf dem Hafendamme stand, und der Ueberfahrt zum festen Lande harrete, rollte ein prächtvoller Reisewagen, gezogen von vier herrlichen Braunen, an ihm vorüber. Kutscher und Diener prunkten in goldgleisenden Livreen, in dem Wagen saß ein alter Herr, eingehüllt in einen weiten Reisemantel. Das Gesicht des Mannes hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem Deutschen, den Eduard aus den Händen der Häfcher befreite. Aber er konnte es nicht wohl seyn, wie war ein solcher Wandel denkbar, und ehe das spärende Auge des Jünglings Ueberzeugung gewinnen konnte, waren die flüchtigen Rosse von dannen geeilt.

Eduard kehrte so arm zurück, als er ausgewandert war; mit keiner Hoffnung, mit keinem Glückslächeln konnte er den Schmerz der Mutter sühnen; ihre gerechten Vorwürfe mußte er erwarten und dennoch beflügelte er seine Schritte, als er

dem Thale der Heimath nahte und ihm endlich in der Ferne die wohlbekanntnen Thürme entgegengrauten. Doch als er die Stadt selbst betrat, als er einbog in die kleine Gasse, wurde sein Herz beflommen und ihm gar ängstlich zu Muth. Jetzt erst erinnerte er sich, wie bleich, wie grambelastet der Mutter Wange beim Abschiede gewesen, und als nun das spärende Auge dem zagenden Fuße vorauseilte, gewahrte er, wie die Fensterladen des Zimmers, in welchem sie zu arbeiten pflegte, am lichten Tage geschlossen waren; da vermochte er nicht vorwärts zu schreiten, er mußte sich anlehnen an einen Gartenzaun und erst nach einem innigen Gebete halte er die Kraft, einzutreten. Es war minder schrecklich, als er fürchtete, wie Gott immer gütiger ist, als der zagende Mensch es erwartet und verdient. In der verdunkelten Stube brannte nur in einem Winkel eine matte Nachtlampe; es war nicht möglich, in der Finsterniß Jemand zu erkennen, aber ein liebendes Herz hatte dennoch seinen Tritt erkannt. „Eduard,“ rief ihm der Mutter matte Stimme entgegen; sie lag im Bette, sie war schwer erkrankt, mit bitterer Reue überzeugte sich Eduard, was ihm die Mutter verbergen wollte, daß er die Schuld dieser Krankheit trug; die Sorge um den Sohn, die Sehnsucht nach diesem, hatte die Mutter auf das Siechbette geworfen. Jetzt war sie glücklich, jetzt fühlte sie sich genesen; sie machte ihm keine Vorwürfe, sie fragte nicht nach dem Erfolg der Reise; sie forschte nicht nach Gold und Reichthümern, sie war ja jetzt reich, sie war ja jetzt überglücklich: ihr Kind war ihr ja wiedergegeben! Mitten in dieser Verklärung der Herzen tönten weiche, sanfte Laute, fremd und doch wohlthuend an des Jünglings Ohr; sie baten die Mutter, sich zu schonen, sie warnten vor der Ueberfülle der Freude. Eduard hatte geglaubt, mit der Mutter allein zu seyn; das Licht wurde näher gerückt, das Zimmer erhellte sich, ein Mädchen, nein, ein Engel stand an seiner Seite und blickte mit nassen Augen auf ihn und die Mutter nieder. Als die Kraft der armen Antonie brach, als ihr Krankenlager so trostlos und so einsam wurde, nahte sich ihr eine arme Jungfrau, die einst ihre Schülerin gewesen, und deren Tante vor Kurzem gestorben war. Noch mit der Thräne im Auge übernahm die Verwaiste wiederum die jüngst geübte Pflicht der Krankenpflege. Nur ihrer zarten Sorgfalt, nur ihren frommen Tröstungen hatte es Eduard zu danken, daß er noch eine Mutter hatte. Die heilige Dankbarkeit wurde hier die Vertreterin noch heiligerer Gefühle. Die Mutter genas nun sichtbar, doch erst nach mehreren Tagen forschte sie nach dem Erfolg der Reise. Eduard erzählte, was ihm widerfahren, und gestand endlich zögernd, wie er den größten Theil der Erbschaft dahingegeben, um einen Landsmann vor dem Schuldgefängniß zu retten. Er beugte sich über die Hand der Mutter und flehte: zürne mir nicht um das, was ich einem Fremden gethan. Sie lächelte dem Sohne freundlich zu und erwiderte: wie sollte ich zürnen über das, was du gethan, da eine Fremde auch mir des Guten so viel geübt hat. Das Mädchen fragte: Bin ich Ihnen denn wirklich fremd? mein Vater hat sich nie um mich bekümmert, mir Armen starb nun diejenige, welche Mutterstelle an mir vertrat; ich bin nun ganz verwaist. Mit überströmendem Gefühle und überfüllten Augen stürzte sie

neben dem Sohne zu der Mutter Füßen nieder und bat: Laß mich Dein Kind seyn, ich will Dich wie meine Mutter lieben. Mit gleicher Liebe, mit gleicher Härlichkeit schloß die Kranke die Waise und den Sohn in ihre Arme.

In diesem Augenblicke waren diese Armen überreich.

Die Güter des entflohenen Grafen von Narstein wurden von dem Staate verwaltet; jezt starb der alte strenge Fürst. Bald nach dessen Tode erhielt die Narstein'sche Herrschaft einen neuen Herrn; da der junge Fürst gern Milde und Vergebung übte, so entstand der Glaube, der neue Besitzer sei Niemand anders, als der Graf Erhard. Doch das Gerücht zeigte sich wiederum unhaltbar, als man ersuhr, der jezige Besitzer sei ein alter, lebensmüder Greis. Als Graf Erhard entfloh, war er ein Jüngling, etliche zwanzig Jahre waren seit dieser Zeit vergangen; er mußte folglich noch in dem kräftigsten Mannesalter seyn.

Zu dem Empfange des Unbekannten, der mit der Herrschaft zugleich den Namen Narstein angenommen hatte, wurden die gewöhnlichen Feierlichkeiten vorbereitet. Grüne Triumphbogen wurden erbaut, weiß gekleidete Jungfrauen streuten Blumen, die Schule sang und der Pfarrer hielt eine Rede. Alles dies geschah, wie es schon tausendmal geschehen! Der reiche Mann schien aber diesen Empfang wenig zu beachten; er blieb unsichtbar in seinem verschlossenen Wagen; nur als der Pfarrer mit mächtigem Pathos zu haranguiren begann, schaute durch die Spiegelscheiben ein altes kränkliches Antlitz auf einige Augenblicke hervor, und verschwand alsobald wieder; die Pferde zogen an und im Galopp ging es dem Grafensitze zu. Richter, Verwalter und Schulze wurden abgewiesen; Grabesstille herrschte im Schlosse, die Diener wagten nur leise mit einander zu flüstern und gingen nur in Filzschuhen umher, denn der Herr war schwächlich und jedes Geräusch ihm empfindlich. Am andern Morgen wurde der Pfarrer Ewald zu ihm gerufen. Eine gebrochene Gestalt wankte dem demüthigen Geistlichen entgegen und starrte ihm lange in's Auge. „Ewald,“ rief endlich der Fremde, „kennst Du mich nicht mehr?“ Der Ton dieser Stimme rief dem Pfarrer ein längst versunkenes Lebensbild zurück; es war sein einstiger Jugendgenosse, aber in dieser Menschenruine zeigte sich auch nicht mehr eine Spur von dem, was einst der Jüngling gewesen. Der Vergehende schien das selbst zu empfinden, denn mit bitterer Selbstverhöhnung keuchte er aus odemloser Brust: „Wir haben uns Beide sehr verändert seit jenem Morgen, wo wir am Hochgericht von einander schieden; auch Du bist alt und mürbe geworden.“ — Der Pfarrer zuckte die Achsel und klagte über seine Armuth. — Gleichgültig erwiederte der Graf: „Ich bin wieder reich geworden, aber ohne Frieden; es ist sonderbar,“ fuhr der reiche Mann in trüber Selbstbetrachtung fort, „daß damals, als ich in Armuth und im Mißgeschick athmete, meine Tage und Nächte minder dunkel waren; aber jezt, wo ich wieder reich und mächtig bin, ersteht auch er mir wieder! Und der Tod ist so nahe und die innere Ruhe so fern.“ — Der gleichnerische Pfarrer entgegnete: Jene That hat die Welt längst vergessen. — „Die Welt,“ wiederholte Erhard und drückte die dürre Hand auf die versunkene Brust, „aber hier nicht. Der milde Fürst hat nicht vergessen, daß ich es war, der ihn einst als Knabe aus den Wellen rettete; er gab mir meinen Namen wieder, Gold und Güter sind mein, aber hier in der Brust nagt es mit jedem Tage, mit jeder Stunde lauter. Mehr als zwanzig Jahre sind vorüber, sein Körper ist längst zu Staub zerfallen, und dennoch läßt er nicht von mir, warum nur er und nicht die Andern. Als ich von einem mitleidigen Schiffer dem Tode in den Meereswogen entrissen wurde, und nun mein böses Geschick mich nach Südamerika

trieb und ich bluten, kämpfen mußte für eine fremde Sache, wählte ich bei Jedem, der dort durch mein Rohr und mein Schwert fiel, er würde jezt von mir lassen, und nur die lezt Getödteten würden mir erscheinen; aber nur er, nur er! nur der erste Mord, nur die erste Todsfünde will nicht sinken in dunkle Grabesnacht.“ Leiser flüsterte der Geängstigte: „Sprich, hast Du nie etwas wieder von ihr vernommen?“ — Der Pfarrer erzählte, wie Antonie nach jenem Tage verschwunden und wahrscheinlich längst todt sei. — „Ich habe es gehört,“ sprach der Graf, „Du weißt ja, in welcher Lage ich die Unglückliche verließ; hast Du keine fernere Kunde vernommen, weißt Du nicht, ob ein Kind mir meine Augen zudrücken wird?“ — Der Pfarrer faltete frömmelnd die Hände und erwiederte: wenn damals der Schmerz oder gar ein sündiger Selbstmord ihr Leben endete, so — „Schweig, schweig,“ schauderte der alte Mann, „der Schatten des Ermordeten tritt wieder zu mir, geh, bete, daß er von mir weiche!“

(Fortsetzung folgt.)

Kein Aergerniß unsern lieben Kleinen!

(Fortsetzung.)

Nicht weniger können wir uns des Fehlers, unsere Kinder zu ärgern, schuldig machen durch Unbesonnenheit im Urtheilen über das, was auf Glauben und Sittlichkeit einen unteugbar starken Einfluß hat. Denn in ihrem, zum Selbsturtheilen noch unfähigen und unreifen Alter wird, ja muß ihnen das Ansehen der Eltern und Erwachsenen in dieser Hinsicht zur unbedingten Richtschnur dienen; trägt aber das Urtheil der Starken über das Ehrwürdigste das Gepräge des Leichtsinnes, so kann und wird auch den Schwachen das Heilige nicht heilig seyn. Das verderblichste Aergerniß aber wird unsern Kindern und Jünglingen gegeben, sobald leichtfertige und schlüpfrige Reden ihr schuldloses Ohr und ihr reines Herz berühren. Denn je leichtfertiger und schlüpfriger die Worte sind, welche Eltern und Erwachsene, aufgereggt von sinnlicher Lust, in Gegenwart ihrer Kleinen, unbedachtsam und sittenlos auf den Lippen tragen, um so stärker schmeicheln sie der jugendlichen Sinnlichkeit und führen durch sie in das junge Herz ein Gift, das oft bald genug seine Wirkung thut und seelenverderbend vielleicht für das ganze Leben wird.

Jedoch, was Unachtsamkeit auf uns selbst, Unbesonnenheit im Urtheile und schlüpfrige Leichtfertigkeit im Reden durch das dadurch den Kindern und der Jugend gegebene Aergerniß nicht bewirkt, das vollendet die Unvorsichtigkeit, deren sich Eltern und Erwachsene in ihrem äußeren Benehmen, in ihrer pflichtwidrigen Handlungsweise so oft schuldig zu machen pflegen. Denn der Nachahmungstrieb mag unter allen Trieben wohl immer der seyn, welcher in der kindlichen und jugendlichen Brust zuerst erwacht, noch ehe die Vernunft und das Gewissen die erwachenden Triebe leiten, und dadurch ihre, von Gott ihnen zugestandenen Rechte mit zureichender Kraft zu behaupten im Stande sind. Und ist durch diesen früh erwachten und unrichtig geleiteten Nachahmungstrieb in der jungen Seele nur einmal ein Verderbniß aufgeregt, so wird mit diesem einen auch tausend anderen das jugendliche Herz offen stehen. Wenn daher Eltern und Erwachsene beim Umgange mit ihren lieben Kleinen in ihren Urtheilen, Reden und Handlungen sich selbst vergessen und Manches zu sprechen und zu thun sich erlauben, was mit der ihnen schuldigen Unachtsamkeit und mit der anerkannten Pflicht nicht vereinbar ist; wenn sie über die heiligen Lehren und Anstalten der Religion, über die ersten Forderungen der Tugend und Sittlichkeit im Angesichte der zu Allem empfänglichen zarten

Jugend wegwerfend zu spotten wagen; wenn sie aus Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit dem öffentlichen Gottesdienste nicht nur sich entziehen, sondern wohl gar von demselben verächtlich sprechen und an den ihm geheiligten Tagen solche Geschäfte und Arbeiten unternehmen, welche nur für die übrigen Wochentage geeignet sind; wenn sie in der Stunde gefelliger Heiterkeit, beim Genuße aufregender Getränke, umtauscht von den kleinen Jhrigen, den Mund zum sinnlichen Scherze über unkeusche Gegenstände ohne Scheu und Schaam vorlaut öffnen; wenn der Vater nicht nur obrigkeitliche Einrichtungen und gesetzliche Ordnung unterrufen richtet und tadelt, sondern auch schon den feurigen Knaben gegen selbige einzunehmen und aufzuregen sucht; wenn die sonst zärtliche Mutter, statt über die Unschuld der noch schuldlosen Tochter sorgsam zu wachen, aus Gutmeinen und Schwäche der Tugend ihres Kindes zu viel vertraut und dadurch die Gefahr ihrer Unschuld mehrt; wenn Hausväter und Hausmütter durch Trägheit, Unordnung und Verschwendung, durch Körperpflege, Wohlleben und Modepracht ihr häusliches Glück zerstören und durch ihr Beispiel einen gleichen Geist in die Seelen ihrer Kinder pflanzen; wenn Gatten durch Kälte und Gleichgültigkeit, durch Zwist und Unfrieden die Freuden ihres ehelichen Lebens sich selbst verbittern und dadurch den Samen der Untheilnahme und der Unvertragsamkeit in die Herzen ihrer Pflanzlinge legen; wenn Erwachsene ihr höchstes Gut in den täglichen Wechsel und Vollgenuß geselliger Freuden und sinnlicher Vergnügungen setzen und dadurch Anlaß geben, daß die, selbst durch ihr jugendliches Alter zur Sinnlichkeit geneigte Jugend vor jeder Arbeit und ernsten Beschäftigung zurückschreckt und mit Ungeduld schon nach jeder Weltfreude hascht; wenn — jedoch sie sind zu vielfach die Fälle, in welchen Eltern und Erwachsene ihren Kleinen Anlaß zum Bösen geben, sie ärgern, sie verführen können, als daß es mir möglich wäre und der Raum es mir erlaubte, sie alle einzeln aufzuzählen.

O wachet, Väter und Mütter, wachet, die ihr Kindheit und Jugend zurückgelegt habt, wachet in Gegenwart der lieben Kleinen und im traulichen Umgange mit ihnen über euch selbst! Schon der erhabene Stifter unserer Religion empfahl seinen Freunden und Zeitgenossen, empfiehlt uns diese sorgfältige Wachsamkeit über uns selbst als eine Sache von höchster Wichtigkeit. Wer ein Kind ausnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, spricht er, der liebenswürdige Kinderfreund. Wer aber ärgert dieser Geringsten Einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er erfäuset würde im Meere, wo es am tiefsten ist. Es wird zwar Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch den es kommt! Und in der That, er hatte zureichenden Grund, mit heiligem Ernste diese Wachsamkeit den Seinen aller Zeiten einzuschärfen und dadurch ihnen ihre Wichtigkeit im hellsten Lichte aufzustellen.

(Schluß folgt.)

© Die Musik des Ehestandes.

Eine musikalische Unterhaltung ohne Noten. Musik ist das ganze Leben; nur die Taktarten und Uebergänge, auf die wir in demselben stoßen, sind verschieden von einander. In dieser reichhaltigen musikalischen Produktion ist der Ehestand eine Symphonie, freilich öfter eine militärische als eine Pastoral-Symphonie. Der Takt, worin diese Symphonie in unsern Tagen beginnt, ist presto, was zwar nicht viel weniger sagen will, als von einem Mädchen mit dem Messer an ihrer Gurgel Gegenliebe fordern; aber so sind nun einmal die jetzigen Brautwerbungen. Er fragt:

„hat sie Etwas?“ sie fragt: „hat er Etwas?“ oder „hat er einen Titel?“ Lautet die Antwort beiderseits „Ja“, so folgt prestissimo der Verlobungskuß. Vor Zeiten ging es bei dieser Affaire nicht so rasch. Bei den alten Eimbern z. B. beschloßen die Eltern erst nach reiflicher Berathung die Verheirathung ihrer Kinder. War diese beschloßen, so schnitt sich der Bräutigam einen Nagel vom Finger und schickte ihn der Braut; hierauf sandte ihm diese einen von ihren Nägeln und jetzt erst waren sie für einander bestimmt. Auch mit dem Verlobungskuß hatte es damals eine ganz andere Bewandniß. Statt desselben schlozte bei den Armeniern der Bräutigam der Braut das rechte Ohr, die Braut dem Bräutigam das linke. Bei den Thraciern brannte die Braut dem Bräutigam ganz subtil einen Buchstaben an die Stirne, und er ihr. Bei den Sicyoniern schickte eines dem andern einen Schuh. Bei den Numidiern spien Braut und Bräutigam auf die Erde, mischten den Speichel mit Staub und bestrichen sich gegenseitig die Stirne. Bei den Scythien berührte der Bräutigam zuerst mit den Füßen die der Braut, dann berührten sich Beide mit den Knien, dann mit den Händen, dann mit den Ellenbogen, dann mit den Köpfen, und jetzt erst folgte der Verlobungskuß.

Auf diesen folgt heutzutage das Allegro furioso der Seligkeit des Brautstandes und der Hochzeit. In diesem Takte schlagen alle Pulse, walt das Blut, folgen Blicke den Blicken, Lächeln dem Lächeln, Scherze den Scherzen, und dies Allegro wird nur kurz, aber desto angenehmer unterbrochen von der liebeathmenden Aube, d. h. von dem Morgenständchen des Glückseligkeitsstraumes. Man träumt in ewigem Lenz, auf blumenreichen Rasen ruhen zu können, und müßte man auch einmal eine kleine Strecke auf dem Lebenswege weiter wandeln, so werden lauter Freudenblüthenbäume als Wegweiser am Pfade stehn. Von solchen Träumen erwacht, sehen die Glücklichen über sich den Morgen des Vermählungstages heraufleuchten, und das Allegro rauscht fort. Man tauscht die Ringe, man eilt zum Mahl, und die Musik besüßelt die Füße.

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,

Da ringelt und schleift es und rauschet und wirrt,

Da pisperts und knisterts und flüsterts und schwirrt;

und Blicke und Küsse werden zu lauter Liedern ohne Worte, wie sie Mendelssohn-Bartholdy und Liszt nicht schöner componirt haben. Das ganze Leben klingt entzückend um das junge Pärchen herum, und im Allegro hüpfst die Glückliche in's Brautgemach, und im Allegro schlüpft sie unter die Haube, um ja nimmer um sie zu kommen. Nach einer kleinen ganz ad libitum durchgeführten Cadenz geht jetzt die Musik des Ehestandes in das bekannte Lied über: „o wenn es nur immer so blieb!“ — Aber „es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond.“ „Wer sich von den goldnen Ringen goldne Tage nur verspricht, o! der kennt den Lauf der Dinge, kennt das Herz des Menschen nicht.“ Das Andantino des Wiegenliedchens macht unserm Pärchen die Augen heller. Man betrachtet sich mit ganz andern Blicken. Das Piano im Umgange wechselt häufiger als bisher mit Forte ab. Die Jahre stehen in einen langweiligen Andante fort, ohne Pausen der Freude, ohne interessante Uebergänge. An Mißgriffen läßt es der Mann und an Mißröhen die Frau nicht fehlen. Zuweilen kann es auch vorkommen, daß er ihr einen Marsch di bravura macht. So kommt das Adagio des Ehestandes herbei. Ueberall geht es langsam, und zwar schon deshalb, weil es gar oft der Fall ist, daß eine Frau, bis sie vom Presto zum Adagio des Ehestandes gekommen ist, aussieht, als ob eine schlanke Champagnerflasche zur Viertonne, ein zierliches Nähkästchen zum aufgedunsenen Wollsaack geworden sei. — Das Abend-

ständchen, die Serenade des Ehestandes, beginnt. Das Leben fließt in ernstern Melodien seinem Schlusse zu. Man wird schweigsamer und duldsamer gegen einander, und manche freundliche Stunde klingt ab in erinnerungsvollen (as dur) Accorden, in welche sich nicht selten andere (e dur) mischen, die wie glänzende Freudenthränen aus schönerer Vergangenheit in das verdämmernde Leben hereinkleuchten. Die Erinnerung löst alle Mistöne der Vergangenheit auf und zeigt, daß auch die am lieblichsten tönenden Accorde des Lebens unserm Ohre und Herzen nicht so schmeicheln würden, wie sie es thun, wenn es keine Mißlänge gäbe. Man sagt zwar, ein Instrument, welches zugleich mit Wolfsdarm- und Schafs-darmsaiten bespannt sei, lasse sich nie gut, nie rein harmonisch stimmen; aber das Menschenherz ist vom Schöpfer aus nicht zugleich mit Saiten des Hasses und Saiten der Liebe bespannt. Nur der Mensch selbst ist es, welcher letztere allzu frech und allzuleicht oft entzweischneilt, während er an ihrer Stelle die Saiten des Hasses aufzieht. In seiner Gewalt allein steht es, auch diese wieder abzureißen und die der Liebe aufzuziehen. Wie traurig wäre das Leben, wenn sich nur Diejenigen lieben könnten, welche — wie der Aberglaube meint — unter gleichem Stand der Gestirne geboren sind. Es ist zwar ein schöner, ein erhabner Gedanke, sein Schicksal in den Sternen geschrieben zu denken; denn er berechtigt zu dem Glauben, daß die Weisheit, die sich in den Sternen offenbart, sich auch in unserm Schicksale, das in ihnen geschrieben ist, offenbaren müsse; aber ungleich größer ist der Gedanke der Freiheit des Menschen, und nur ein mehr als beschränkter Verstand kann Anstand nehmen, jenen astrologischen Aberglauben dem Bewußtseyn der Freiheit zum Opfer zu bringen. Doch — kehren wir zur Musik des Ehestandes zurück, bis zu dessen Serenade wir gelangt sind.

In der gewöhnlichen Musik schließt sich dem Adagio gerne etwa ein Allegro oder überhaupt ein Stück an in schnellerem Tempo. In der Musik des Ehestandes ist dieses umgekehrt. Das Adagio macht dem noch ernsteren und langsameren Largo des Greisenalters Platz. Selten kommt noch ein Takt, worunter *piu mosso* steht, immer und immer heißt es *ritardando* und *decrecendo*. Die Accorde lösen sich auf in sanfte Klageöne, durch welche nur noch bisweilen wie Geisterhauch die verklungenen Freuden, die Jugendlust, das Jugendglück und die Jugendschmerzen zum lebensmüden himmelsüchtigen Herzen erinnerungsvoll dringen. Endlich verklungen auch diese Töne und mit ihnen das Leben; und der gütige Engel des Todes pflückt sanft das niedersinkende Herz des Menschen vom Leben ab und trägt es in warmen Händen und ungebrückt aus der kalten Brust in das höhere Eden, wo ihm höherer Sang und süßere Harmonien entgegenklingen.

So ist das Leben und in ihm der Ehestand Musik und nichts als Musik. Das Herz des Menschen ist das ihm vom obersten Capellmeister anvertraute Instrument. Ihm ist es freigestellt, als Pflücker oder als Meister es spielen zu lernen. Unsere Seufzer und Thränen, unsere Sorgen und Plagen, unser Kummer und Elend, unser Haß und Mißtrauen, das sind die Mistöne in der großen Harmonie, die immer großartig genug fortönen wird, um sich von keinem der Mistöne aus ihrem Gange bringen zu lassen, so sehr sich auch die Blindheit der Menschen, dieses zu versuchen, verleiten lassen mag.

Maritätenkästlein.

○ Heiraths Notabene. Bei einer Vermählung, behauptete ein alter Praktikus, sind drei Epochen zu beobachten, die Bedenkzeit, das Versprechen und die

Traung. In der Bedenkzeit denkt sie: es ist doch wohl Zeit; nach dem Versprechen verspricht er, sich nicht mehr zu versprechen, und nach der Traung traut er sich nicht mehr zu sprechen.

○ Wann kommt der Mensch zum Vollgenuß seiner Freiheit — fragte ein Lehrer seine Schüler. In den Hundstagen — schrie ein kleiner Junge — da haben wir die längsten Ferien.

○ Die Cholera fährt bekanntlich in ihrem gefährlichsten Stadium Wadenkrämpfe mit sich. „Die Solotänzerin V.“ sagte ein Theaterfreund, „kann also ganz ruhig seyn, denn wo nichts ist, da hat die Cholera ihr Recht verloren.“

○ In R. bietet ein Weinhändler Weine zum Kaufe an, die er „aus den besten Quellen bezogen.“

○ In Hannover soll künftig die Prügelstrafe nur noch bei Landstreichern angewendet werden. — Recht löblich! Wer weiß aber, ob die Polizei das Wort „Landstreicher“ nicht in sehr weitem Begriffe, und manchen ehrlichen Kerl, der durch irgend einen hannoverschen Landstreich wandert, unter den Prügel nimmt?

○ Es ist gut, daß der Professor Stieffel für das Wetter, das er prophezeit, nicht verantwortlich ist. Mein Nachbar, der im Glauben an den gelinden Januar seine Fuchshandschuhe zurückgelassen, kam mit erfrorenen Fingern nach Hause.

○ Uebergewicht. Ein Reisender, der auf der Eisenbahn von Leipzig nach Berlin fuhr, sagte zu seinem Begleiter: „Ich trenne mich von Leipzig mit zentnerschwerem Herzen.“ — „Still, still!“ flüsterete ihm dieser zu: „Wenn Jemand etwas von der Schwere deines Herzens erfährt, dann mußt Du am Ende noch 27 Neugroschen für Uebergewicht bezahlen.“

○ Außerordentlicher Wohlthätigkeits-sinn. Ein Herr Krauzbühler in Speyer kündigt an, daß er, um den Armen den Ankauf von Spielwaaren zu erleichtern, das Stück statt um 9 fr. jetzt um 8 fr. gebe. Es gibt doch noch recht brave Leute!

○ Vor Kurzem kam in ein Dorf in Orfordshire ein Mann, der sich eine gewisse Würde zu geben wußte, und rief in jedes Haus, er sei ein Barbier und von der Regierung aus London eigends hieher gesandt, um allen Armen gratis die Haare abzuschneiden, da dies ein sicheres Mittel gegen die Cholera sei, die schon zu grassiren beginne. Die Armen ließen haufenweise herbei, sich durch eine Gratschaarschur vor der Cholera zu bewahren. Aber kaum war der Barbier wieder aus dem Dorfe, so sah man auf dem Dorfplatz ein mit großen Buchstaben beschriebenes Papier angeschlagen, worauf Tom Snaders, Friseur aus London, allen braven Bewohnern des Dorfes seinen Dank sagte, daß sie sich so geduldig von ihm scheeren ließen, und ihm so eine hinreichende Fülle von Haaren zu einigen Duzenden Perücken verschafften; am Schlusse ermahnte er sie, sich ja warme Kappen zu kaufen, um sich die kahlgeshornen Häupter in dieser kalten Zeit nicht zu erkälten.

Charade.

Eine Stadt im Schweizerland
Wird durch Erste auch genannt.
Zweite hat geringen Werth,
Necht jedoch ist sie geehrt.
Nur ein Theil des fernem Preussen
Hat das Ganze aufzuweisen.

Auflösung des Doppelräthsels in No. 6:
Rosenkranz und Schleier.